

Karin Engel

*Der
geheime
Salon*

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe März 2013

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50573-1

2 4 5 3 1

Prolog

Schicht um Schicht abzulegen, um nach einem köstlichen Moment allein oder zu zweit empfundener, staunenswert natürlicher Erotik die vollkommene Verwandlung einzuleiten, Schicht auf Schicht zu binden, zu kneten, zu knöpfen und zu gürteln, hatte ihnen in den vorangegangenen Wochen ebenso viel Vergnügen bereitet wie der überaus seltsame Umstand, keinerlei Zweifel provoziert zu haben, jedenfalls nicht von der Art, die eine Reaktion ihrerseits notwendig gemacht hätte.

Das verhielt sich heute ein wenig anders.

An diesem Sonntagmorgen im Spätsommer des Jahres 1905 lag das Vergnügen ausschließlich in der Intention, die Angelegenheit zu einem guten Ende zu bringen.

Als der Morgen graute, bereiteten sie in der Küche im Souterrain ein leichtes Frühstück zu, Eier im Glas, Graubrot, ein wenig Butterkäse und Kaffee. Sie nahmen es im großen Salon ein, damit die zwei, die es betraf, vergaßen, welche Haltung, welche Attitüde gleich von ihnen erwartet wurde. In den dunklen Augen, die ihre Bewegungen verfolgten, standen Belustigung und Verständnislosigkeit darüber, dass sie dabei einander bedienten. Aber das war wichtig, um das Gleichgewicht ihrer Kräfte, das vollkommen war wie die Verwandlung, die die verborgene Existenz des Gleichgewichts überhaupt erst ins Licht ihres Bewusstseins geholt hatte, nicht ausgerechnet heute, zur Unzeit also, aus der Balance geriet. Während sie aßen und tranken, lächelten sie sich aufmunternd zu und warfen Blicke zum Fenster hinaus durch die verglaste Veranda auf den Fluss, der unentwegt unterwegs

war, Jahr um Jahr um Jahr, ganz gleich, was sich an seinen Ufern abspielte.

Wenn die Sache misslang, hatten sie nur den Bruchteil einer Chance, auf das Schiff zu gelangen, das an der Kaiserbrücke bereitlag. Sie hatten zu diesem Zweck eine, sagen wir, Geschäftsverbindung reanimiert, die sich sehr erfreut gezeigt hatte, ihnen gefällig zu sein.

Aber die Sache würde nicht misslingen. Durfte nicht misslingen. Sie würden das Schweigen und die Erstarrung nutzen und verschwinden.

Um halb neun verließen sie das Haus am Osterdeich und wandten sich flussabwärts. Die Abendcapes, die Zylinder und die Koffer, die sie bei sich trugen, ließen sie von weitem wie eine übermüdete Ballhaus-Combo auf dem Weg nach Hause wirken, ein schönes Mädchen in ihrer Mitte, Paul Linkes Operettenerfolg »Schenk mir doch ein kleines bisschen Liebe«, den alle Welt auswendig kannte, noch in der Kehle. Der Mann, der ihnen unbemerkt folgte, hatte Mühe, sich im Zaum zu halten, doch nach einer Weile zeichnete sich auf seinen Zügen ungläubiges Erstaunen ab, als begriffe er, welches Lied in Kürze gespielt werden sollte. Sein Gesicht verfinsterte sich. Mit klammen Fingern tastete er nach einem Gegenstand in seiner Manteltasche, und als er fand, was er gesucht hatte, beschleunigte er seine Schritte.

1

Einer Eingebung folgend, die sie kurz bedachte, bevor sie ihr zögernd nachgab, schmückte Charlotte den Blick, den sie ihrem Mann wie jeden Morgen zum Abschied zuwarf, mit ein wenig Nachsicht.

Umberto war unverschuldet in einen Krieg geraten und hatte all die Jahre sein Bestes getan, vorzugeben, davon nichts bemerkt zu haben, ob aus Rücksicht und Feingefühl ihr gegenüber oder aus Bequemlichkeit wusste Charlotte nicht zu sagen. Aus reinem Selbstschutz hätte sie jedoch auf egoistische Motive gewettet; ihrem Mann zuzugestehen, ein besserer als ein leidlich guter Mensch zu sein, hätte sie nicht ertragen können. Aber das hatte nichts mit Umberto zu tun.

Der Morgen war klar, als er aufs Pferd stieg, keine Wolke am Himmel, angenehm mild, ein leichter Wind, der perfekte Morgen, um die vielen Hektar Land abzureiten, die sich seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts und nunmehr drei Generationen im Besitz der de Santanyis befanden und die sich nun, Anfang Februar 1905, als wogendes weißrosa Meer zeigten, in dem Umberto wie jeden Morgen für Stunden verschwinden würde, um eins zu werden mit der Erde und den Baumseelen und den Mandeln, die der Herrgott ihm Jahr für Jahr zu Tausenden und Abertausenden schenkte, um ihn und die Seinen reich und zufrieden zu machen. Der morgendliche Ritt war Umbertos persönliche Liturgie, der wahrhafte Gottesdienst im Gegensatz zu dem, was die institutionalisierte Gier daraus gemacht hatte. Charlotte wusste, dass ihr Mann, obschon ein katholischer Katalane, im Grunde seines Herzens ein Freigeist im Spinozaschen Sinn war. Nur im Meer

seiner Mandelbäume fand er den Frieden, jeden Morgen aufs Neue, ganz gleich, was seine Frau ihm vorenthalten, sein ungeratener Sohn verbrochen und irgendeiner der Arbeiter wieder einmal vermasselt haben mochten, aber er fand ihn nur, wenn er allein war.

Charlotte winkte ihm nach und blieb noch einen Moment stehen. Sie wünschte, sie könnte es Umberto nachtun, aber sich zu Pferd von seiner Frau begleiten zu lassen, während er seiner schöpfungsgewollten Aufgabe als Herrscher über Land und Leute nachkam, gehörte nicht zu den Gepflogenheiten, denen sich ein mallorquinischer Großgrundbesitzer in diesen Zeiten und an diesem Ort befleißigte. Mochte die Belle Epoque seit der Jahrhundertwende für Kunst, Literatur und Wissenschaft unablässig neue, aufregende Horizonte eröffnen, galt das nur in Maßen für das Verhältnis von Mann und Frau. Und auf dieser Insel nicht einmal das.

Natürlich hätte Charlotte mit einer Anstandsdame ausreiten können oder Umberto bitten, eine Kutschfahrt mit ihr zu unternehmen, eine Kutschfahrt war standesgemäß, aber sie wusste eben aus Erfahrung, dass Grund und Boden in ihrer Seele keine vergleichbare kathartische Wirkung auslösten wie auf ihren Mann. Die Landschaft war sowohl in frühlingshafem Grün als auch später in sonnenversehrter Kargheit schön, ohne Zweifel, aber Charlotte vermochte in der Ebene, die sich im zentralen Teil der Insel zwischen den Bergketten Serra de Tramuntana im Nordwesten und den Serres de Llevant im Osten befand, nicht viel mehr als eine Region zu sehen, deren Bewohner lächerlich stolz auf einen nicht gerade nennenswerten Tafelberg waren und aus der die meisten landwirtschaftlichen Produkte für den täglichen Bedarf der Insel stammten – Kartoffeln, Reis, Mais, Gemüse, Wein, Mandeln.

Durch den Schutz der Berge im Nordwesten vor den winterlichen Nordwinden waren bis zu vier Ernten im Jahr möglich. Doch der Preis, hier zu leben, war hoch. Comarca, wie die Inselbewohner die Ebene nennen, war im Sommer gleichbedeutend mit Hitze, Staub, Einsamkeit und schleichender geistiger Verarmung – zumindest für Charlotte. In ihrem Haus am Meer im Süden der Insel nahe dem Städtchen Palma war das Leben weitaus angenehmer. Dort, und nur dort, fand sie, was vielleicht mit dem vergleichbar war, was ihren Mann jeden Morgen in die Mandelbäume trieb.

Ein Lächeln umspielte Charlottes Mund und erhellte ihre Züge, in denen Hingabe und Entschlossenheit im Streit miteinander lagen. Eine fein geschnittene Nase gegen ein etwas kantiges Kinn, eine weiche Wangenpartie gegen scharf gezeichnete Augenbrauen über mehr grauen als blauen Augen, üppiges, schnurglattes dunkelblondes Haar, das sich nur mit Mühe, Geduld und festigendem Zuckerwasser zu Locken legen ließ, die länger als fünf Minuten hielten. Ihrer norddeutschen Abkunft verdankte sie einen schlanken Wuchs, und ihre gerade Haltung ließ die unbequemen Kleider mit den altmodischen Fischbeinkorsetts luftiger aussehen, als sie waren. Für ihr Leben gern hätte Charlotte einmal die bauschigen, fließenden, korsettlosen Reformkleider anprobiert, die in Deutschland und Österreich jetzt Mode waren, aber daran war gar nicht zu denken. Sie war die Frau des Duque, sie trug schwere, gefältelte Seide von Hacken bis Nacken. Von weitem wirkte sie wie eine exquisite Version einer spanischen Landedelfrau, was mit eine Rolle gespielt haben mochte, weshalb Umberto nie die Hoffnung aufgegeben hatte, die Empfindungen seiner Frau könnten sich ihrer äußeren Erscheinung anpassen.

Sie hatte sich Mühe gegeben, das wusste er.

Versonnen betrachtete sie, wie er in einer Wolke aus Staub und aufgewirbeltem Sand verschwand.

Wenn sich die Dinge heute Nachmittag gut entwickelten, würde sie Umberto bitten, sie ans Meer fahren zu lassen, ihr Meer, in dem sie ertrinken und verschwinden und für ein paar Tage Frieden finden konnte. Vielleicht würde sie ihn sogar bitten, sie zu begleiten, was er ablehnen würde, weil er immer erst nach der Mandelblüte einen Schritt aus der Comarca heraus setzte, aber er würde diese Frage als eine entgegenkommende Geste begreifen, dazu angetan, ihm ein Lächeln zu entlocken.

Brüsk drehte Charlotte sich um und ging ins Haus zurück.

Mandelkuchen norddeutsch, den mochte Alejandro, auch wenn er es ungern zugab. Also würde Charlotte heute einen Mandelkuchen norddeutsch backen, der sich zwar in der Form, aber abgesehen davon nur insofern von einem Bremer Butterkuchen unterschied, als Charlotte ihn eben Mandelkuchen norddeutsch nannte, um ihn mit dem, wie sie fand, meist allzu drögen Traditionsgebäck der Insel konkurrieren zu lassen. Mandelkuchen gegen Mandelkuchen, gato del nord d'Alemania gegen gato d'ametia, ein fairer Kampf und letztlich, wie so ziemlich alles im Leben, eine Frage des persönlichen Geschmacks.

Die Stille im Haus war mittlerweile lauter Betriebsamkeit gewichen. In den Gängen und Zimmern wurde gewischt und gefegt, in der Küche befahl die magere, elfenschöne Rosalita gerade ein Heer unsichtbarer Helfer an Herd und Spülbecken. Sie murmelte vor sich hin, rief ab und an nach einem Alphonse und vollführte mit erhobenen Armen akkurate, abgezirkelte Bewegungen, als wollte sie die Luft in geometri-

sche Formen zerteilen. Wer die junge Frau zum ersten Mal so erlebte, musste an ihrem Verstand zweifeln. In Wahrheit verhielt es sich jedoch so, dass Rosalita nur einfach nicht allein im Kopf war und zu tun hatte, die Stimmen darin zu sortieren, so dass für das übliche Benehmen in einem sozialen Gefüge nicht allzu viel übrig blieb. Rosalita unterhielt sich mit sich selbst, lachte, stritt, dozierte. Als kleines Mädchen hatte sie ihre Eltern, ein braves Pächterpaar von Umbertos Gnaden, erst zur Verzweiflung und ums Haar zu einer Todsünde getrieben, wenn sie nicht eines Nachts ihr vierjähriges Töchterchen auf einem Hocker vor dem noch glühenden Herd stehend aus Zwiebeln, Kartoffeln, dicker Sahne und eingelegten Gurken ein, wie das Kind es nannte, arabisches *stifado* zaubernd vorgefunden hätten. Zwar war dies nun auch nicht gerade das, was man von einer normal entwickelten Vierjährigen erwarten durfte, aber vielleicht ließe sich mit dieser Entdeckung etwas anfangen, das der Familie zum Vorteil reichen könnte. Rosalitas Vater wurde bei seinem Herrn vorstellig, und Umberto beschloss, der betagten Köchin Inez, die schon seinen Großeltern gedient hatte, die kleine Irre zur Probe an die Seite zu stellen. Als Inez vor zehn Jahren starb, übernahm Rosalita, inzwischen fünfzehn, wie selbstverständlich deren Revier und bezog nach dem Tod ihrer Eltern ebenso selbstverständlich eine Kammer unterm Dach des Herrenhauses. Umberto verlor kein weiteres Wort darüber, weder zu dem Zeitpunkt noch später. Ihn interessierte es nicht, wo Rosalita wohnte noch wem er das delikate Chateaubriand zu verdanken hatte, Rosalita oder dem Geist irgendeines Kochs, der, aus welchen jenseitigen Gründen auch immer, in ein mageres mallorquinisches Mädchen gefahren war. Welche Rolle im Übrigen das Gerücht, Rosalita könne hexen,

verhexen, mit ihren Gedanken töten, bei Umbertos Entscheidung, ihr die Küche und damit die Gesundheit seiner Familie stillschweigend zu überantworten, spielte, lässt sich nicht sagen. Auf die Mädchen und Burschen, die im Haus und auf dem Hof arbeiteten, wirkte es jedoch einschüchternd genug, um der Irren, wie Rosalita hinter vorgehaltener Hand genannt wurde, mit Respekt und Ehrerbietung zu begegnen. Alles in allem führte Rosalita ein gutes Leben, unbehelligt und unfähig, eine andere sein zu können, mithin: ganz und stets sie selbst. Es gab Tage, an denen Charlotte sie deswegen beneidete, und es schien, als ob Rosalita darum wüsste. An diesen Tagen jedenfalls brachte sie Charlotte aus Kakao, Schokolade und geheimnisvollen Gewürzen hergestellte winzige Pralinen zur Nacht ans Bett. Manchmal lag auch eine besonders schöne Mandelblüte auf Charlottes Kopfkissen. Heute schien Rosalita die Einzige zu sein, die nicht angespannt wirkte. Charlotte lächelte ihr zu und zog das Handtuch von der Rührschüssel. Sehr schön aufgegangen, dick und teigig, ein fetter Hefeklops leuchtete ihr entgegen, ihr Beitrag zum Gelingen einer Begegnung, auf die alle, mit Ausnahme von Charlotte, seit langem gehofft hatten. Rasch verteilte sie eine Handvoll Mehl auf dem Holztisch, rollte den Teig aus und formte handtellergroße Küchlein, die sie mit Butterflöckchen und Mandeln versah und, die Hände mit der Küchenschürze umwickelt, in den Ofen bugsierte. Der Ofen war der Mittelpunkt der Küche, ein unförmiger geweißelter Klops, ganz so wie das Haus selbst einen unförmigen geweißelten Klops in der von niedrigen Steinmauern durchzogenen Landschaft bildete, ein funktionaler Bau mit wuchernden Nebenbauten, abgerundeten Mauerkanten, kühlendem Steinfußboden und reflektierenden, grob geputzten Wänden, an

denen sich Bougainvilleen und Clematis emporrankten. Aus Gründen, die im Dunkel der Geschichte lagen, hatten Umbertos Vorfahren zwei nicht näher benannten Heiligen gewidmet, was als Finca – Grundstück mit landwirtschaftlichem Anwesen – bezeichnet wurde und in diesem Fall eine glatte Untertreibung war. Dos Santos stellte ein veritables mallorquinisches Herrenhaus dar, ein architektonischer Ausdruck der Autorität, den die Erbauer über das Land auszuüben entschlossen waren und der sich lediglich das Schneidgras, die Agaven, Opuntien und die Myriaden von Goldblumen und Sauerklee widersetzen. Sie würden noch wachsen, wenn Dos Santos längst Geschichte sein würde.

Charlotte sah aus dem Fenster und erblickte die braunen Leiber eines Ziegenpaars, das gerade an der Küche vorüberstelte. Ihr Meckern klang unternehmungslustig und zauberte ein Lächeln auf Charlottes Züge. Sie mochte die Hausziegen Philemon und Baucis, wie sie das Paar genannt hatte. Sie waren gerissen, neugierig und äußerst beharrlich, wenn es galt, den Strick, der das Tor ihres Geheges mit dem Pfosten verband, durchzuknabbern. Sie war gespannt, wie lange die beiden ihre Freiheit wohl dieses Mal würden kosten dürfen, bevor irgendein aufgebracht Pablo oder Pedro sie zurück in ihr Gefängnis scheuchte. Als Charlotte bewusst wurde, wie herablassend ihre Gedanken jedem Pablo oder Pedro vorkommen mussten, rief sie sich zur Ordnung.

»Wer hat heute bei dir das Sagen, Alphonse oder Inez?«, fragte sie Rosalita in dem Versuch, deren Zunge zu lockern, aber umsonst.

»Tststs«, machte Rosalita und setzte ihre Tätigkeit schweigend fort, aus dicken rohen Kartoffeln gelbe Rosen, ähnlich den Blüten der Goldblume, zu schnitzen.

»Das sieht hübsch aus«, lobte Charlotte. »Ich nehme doch an, dass du damit die Abendtafel schmücken möchtest. Alejandro wegen.«

»Der Liebe wegen«, murmelte Rosalita. »Der Herr soll die Liebe sehen. Beide sollen die Liebe sehen, bevor sie sich zerfleischen.«

Charlotte lachte in sich hinein. Ausgerechnet Rosalita, der niemand zutraute, weiter als bis drei zählen zu können, brachte auf den Punkt, was alle spürten und weshalb die Anspannung fast greifbar war.

Rosalita schnupperte und wies mit dem Kopf auf den Ofen. Charlotte erschrak, riss die Ofenklappe auf und holte die Mandelkuchen norddeutsch gerade noch rechtzeitig heraus. Wie riesige Münzen aus dunklem Rotgold lagen sie da. Die Butterkrater vertieften sich noch ein wenig. Es sah aus, als würden die Kuchen atmen.

»Sie atmen«, hatte er gesagt und sie angelächelt.

Charlotte nickte Rosalita zu und floh – in den Patio, den Salon, die Stallungen, wo die Männer absattelten, bereit, nach der Versorgung des Viehs eine Siesta vor der Siesta einzuleiten. Charlotte störte sie dabei, sie las es in ihren undurchdringlichen Mienen. Sie fragte nach Umberto. Kopfschütteln. Sie kehrte ins Haus zurück. Es interessierte sie ja gar nicht, sie wollte bloß fort von der zärtlichen Stimme.

Ein paar Noten, herangeflogen aus dem Blütenhimmel der Bougainvilleen, schmeichelten sich in ihr Ohr. Charlotte fing an zu summen und eilte die sich links vom Patio befindende Treppe in den ersten Stock des Hauses. Ihr Zimmer lag der Treppe gegenüber, die Gitarre lehnte neben der Tür. Hineinstürmen und ihre Rettung ergreifen bildeten eine fließende Bewegung, als würde die nahende Rettung die Konturen

ihres Körpers verflüssigen, und als Mund und Hände begannen, nahm das Haus diese neue Melodie in sich auf wie die vielen anderen Melodien, die Charlotte in den vergangenen acht Jahren gefunden hatte, um die zärtliche Stimme in sich zum Schweigen zu bringen. Es gelang ihr gut. Auf jedem Fest, das die de Santanyis ausrichteten oder besuchten, wurde Charlotte genötigt, zu singen und zu spielen. Andere Frauen mochten sich aufs Tanzen verstehen, sie, Charlotte, bestimmte die Musik.

Sie spielte und sang eine Stunde, dann setzte sie sich an die Staffelei und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen die Details ihrer jüngsten Arbeit, einer melancholischen Birkenlandschaft unter prachtvoll gebauschten Wolken. Umberto würde auch dieses Bild gefallen, nicht unbedingt, was das Motiv betraf – er hoffte, seine Frau würde sich thematisch öfter ihrer neuen Heimat zuwenden –, aber in der Art, wie sie malte, lebendig und wirklichkeitsnah. Charlotte lächelte flüchtig. Meistens war sein überschwengliches Lob ihr peinlich, aber dieses Gemälde war ihr tatsächlich ganz gut gelungen.

Charlotte spürte, dass sie hungrig war, und ging hinunter in den Patio, wo für sie und ihren Mann gedeckt war. Zitronenwasser, eine Flasche leichten Rotweins, ein Korb mit frischen Weizentortillas standen bereit, der Duft nach Gebratenem wehte von der Küche herüber.

Umberto erschien nicht zum Mittagessen, was ungewöhnlich für ihn war. Während Charlotte allein am Tisch saß und eine kalte Gurkensuppe löffelte, fragte sie sich, ob ihr Mann womöglich endlich eine Gespielin gefunden hatte, die seine müden Lenden befeuerte, verwarf den Gedanken aber sofort wieder. Umberto wollte nur Charlotte, er wollte sie verzwei-

felt, und sie hätte es ihm wahrlich gegönnt, auch in der eigen-
nützigen Hoffnung, dass sich ihre verknoteten Gefühle durch
das Wunder der körperlichen Vereinigung lösen mochten,
aber da war nichts zu machen, keine Engelszungen, kein
Handwerk.

Als die Stunden der Siesta vorübergingen und Umberto im-
mer noch nicht zurückgekehrt war, wusste Charlotte, dass
etwas nicht in Ordnung sein konnte. Alejandro wurde in we-
niger als einer Stunde hier erwartet, und niemals hätte Um-
berto auf diesen Moment verzichtet, niemals seinen Sohn
derartig vor den Kopf gestoßen und womöglich dadurch die
ersehnte Versöhnung gefährdet. Sie schickte den Hausbur-
schen zum Verwalter, der in einem der etwa hundert Meter
vom Haupthaus entfernt gelegenen wuchernden Nebenbau-
ten wohnte, dem bald hier, bald da ein Stall oder eine Kam-
mer für die wachsende Schar der Nachkommen wuchs.

Wenig später ritten fünf Männer mittleren Alters mit besorg-
ten Mienen ins weißrosa Meer der Mandelbäume.

Als es fünf Minuten vor der verabredeten Zeit war, befahl
Charlotte allen Dienstboten, so wie Umberto es gewollt hat-
te, vors Haus zu treten, um den Sohn des Duque willkommen
zu heißen. Getuschel und fragende Blicke, die Charlotte
streng erwiderte. Sie machte sich Sorgen, erhebliche Sorgen,
um genau zu sein, aber das ging das Personal nichts an. Die
Dinge würden sich erklären, alsbald, auf eine natürliche Art,
die sie zum Lächeln bringen würde.

Vielleicht war er vom Pferd gestiegen, um einen Moment aus-
zuruhen, und an den Stamm eines Mandelbaums gelehnt ein-
genickt; vielleicht hatte er die alte Selena getroffen, verwirrt
und verängstigt herumirrend wie so oft, und hatte sie zurück-
gebracht in ihr winziges Häuschen am Ortsrand von Randa,

ehe er sich aufmachte, den nichtsnutzigen Jaime aufzuspüren und ihn an seine Sohnespflichten zu erinnern. Erst hatten sie sich lautstark in den Haaren gelegen und am Ende bei Mandelkuchen und Wein Versöhnung gefeiert. Irgendwas in dieser Art würde Umberto ihr erzählen, teils belustigt, teils ungehalten darüber, die Zeit aus dem Blick verloren und sich in fremde Angelegenheiten gemischt zu haben. Carlotta, würde er schließlich aufseufzen, dass du mir aus der Geschichte nur ja keines deiner Lieder machst, nein!

Alejandro erschien Schlag fünf, pünktlich wie ein norddeutscher Maurer. Er stieg vom Pferd, ließ die Zügel fallen, auf dass irgendwer sich um das verschwitzte Tier kümmern möge, kam auf Charlotte zu und küsste ihr formvollendet die Hand. »Señora«, sagte er in aufreizendem Ton, nichts weiter, hob den Blick und betrachtete sie mit dieser sehr speziellen Mischung aus Arroganz und Trotz, die ausschließlich den spanischen Adligen gegeben war und die so ausgezeichnet zu Alejandros glühenden Augen, den schwarzen Locken und der geraden Nase passte.

»Alejandro«, gab Charlotte zurück, nichts weiter, seinem Blick problemlos standhaltend. Sie gewann.

Seine Augen glitten von ihr zum versammelten Personal. Als Alejandro Rosalita erblickte, veränderte sich der Ausdruck seiner Augen für den Bruchteil einer Sekunde, was Charlotte nicht entging. Sie nahm sich vor, während seines Aufenthalts auf Dos Santos erhöhte Aufmerksamkeit walten zu lassen. Erotische Verstrickungen und zwangsläufig nachfolgende Enttäuschungen waren das Letzte, was sie Rosalita wünschte. »Lass uns in den Salon gehen«, forderte sie ihn leichthin auf. Schweigend gingen sie nebeneinander her, umrundeten den Patio – während der Siesta hatte es geregnet, etliche Pfützen

zeugten vom Zustand des jahrzehntealten, an vielen Stellen abgesackten Steinfußbodens des Innenhofs – und traten durch den mit Stuck verzierten Rundbogen, der den Salon von allen anderen Räumen unterschied; Charlottes einziger Versuch, dem bauerlichen Ambiente einen Hauch von Alhambra zu verleihen, wie es ihr im Haus am Meer so gut gelungen war. Aber hier sah es schrecklich aus, eine Prothese in verwelktem Fleisch. Am liebsten hätte sie den Fremdkörper eigenhändig wieder herausgerissen, hatte es aber bleiben lassen, um tagtäglich vor Augen zu haben, wie kläglich der Versuch enden konnte, ein Maultier auf Rennpferd zu trimmen. Im Wesentlichen bestand der nur von Charlotte so bezeichnete Salon aus niedrigen, ungenügend gepolsterten Sesseln mit Rücken- und Armlehnen aus gedrechseltem Holz, einem niedrigen, gewaltigen Tisch, auf dem nun Charlottes Aussteuer-Service porzellanhell schimmerte, sowie einem Ofen, einem unförmigen geweißelten Klops. Gemeinsam mit seinem Zwilling in der Küche bekamen sie das ganze Haus im Winter leidlich warm, wenngleich Umberto ständig argwöhnte, zu viel Behaglichkeit könne einen Mann verweichlichen, eine Ausdrucksweise, die in Anbetracht seines Problems nicht der Komik entbehrte.

»Setz dich doch bitte, Alejandro«, sagte Charlotte liebenswürdig und schenkte ihm Kaffee in die zierliche goldgerandete Porzellantasse. »Ich habe Mandelkuchen norddeutsch für dich gebacken, gato del nord d’Alemanya.«

»Ich danke dir, ich erinnere mich gut«, erwiderte Alejandro und bedachte sie mit einem freundlichen Blick. Er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass er die Entscheidung seines Vaters nicht nur für falsch, sondern für verachtungswürdig hielt, gleichzeitig jedoch imstande war, dies von der Person

Charlottes zu trennen. Hinter seiner herablassenden Haltung verbarg sich ein zur Differenzierung durchaus fähiger junger Mann, und dies war es auch, weshalb Charlotte Umbertos Sohn ebenso schätzte wie fürchtete. Ein von Gefühlen geleiteter Mann lässt sich von zarter Hand dirigieren, ein von nüchterner Sachlichkeit geprägter Charakter hingegen nur bedingt.

»Wie verläuft dein Studium? Bist du zufrieden mit deiner Wahl?«

»Es ist naturgemäß sehr theoretisch«, wich Alejandro aus, verschloss sein Gesicht aber nicht rechtzeitig genug, so dass Charlotte mehr sah, als ihm recht sein konnte.

Charlotte sagte nichts, es war nicht ihre Sache, Umbertos Sohn die Steigbügel zu halten, aber sie schenkte ihm ein Lächeln. Alejandro war dreiundzwanzig, ein zu schnell erwachsen gewordener Junge, der seine Mutter vermisste und seinem Vater seit dem Moment zürnte, als er es gewagt hatte, ihm eine Frau aus Deutschland als Stiefmutter zu präsentieren. Charlotte war ihm nicht böse, weder damals, als er, fünfzehnjährig, ihre Anwesenheit mit unter Umbertos Kopfkissen versteckten toten Schlangen quittierte, noch vor fünf Jahren, als er vorgab, seinen Sinn für akademische Weihen im Allgemeinen und das Weltbild Spinozas im Besonderen entdeckt zu haben, und seinen Vater moralisch so geschickt unter Druck setzte, dass Umberto nicht umhinkonnte, ihm eine Wohnung in Madrid, die Bücher und all den anderen unnützen Krempel zu finanzieren, den ein Philologie-Student an der Universidad Central denn so benötigte. Unnütz das alles, hatte Charlotte von Anfang an gedacht, nichts als ein durchschaubares Manöver, seinen Vater zu bestrafen. Philologie! Philosophie!

Doch weil Charlotte wusste, was das Gefühl, zutiefst ungerrecht behandelt worden zu sein, in der Seele eines Menschen anrichten konnte, brachte sie Verständnis für Umbertos Sohn auf, ja, sie mochte diesen schönen, herzenstraurigen Mann sogar, aber sie blieb auf der Hut.

Alejandros Versöhnungsangebot war unvermittelt gekommen. Ein paar unsentimentale Zeilen, ein burschikoses Eingeständnis, die eigene Unzulänglichkeit als solche verstanden zu haben und zu bereuen. Sein Vater Umberto hatte danach geschnappt wie der Hund nach der Wurst, Charlotte indes glaubte, dass es für den plötzlichen Sinneswandel einen Grund geben müsste. Sie war fest entschlossen, sich von Alejandro keinen Sand in die Augen streuen zu lassen. Umberto würde natürlich zu allem ja und amen sagen, wenn nur der verlorene Sohn wieder nach Hause finden würde. Ging es um den *hereu*, den Stammhalter, verloren spanische Männer, adelig oder nicht, uno, dos, tres sämtliche Contenance.

»Wo bleibt Vater?«, stieß Alejandro nun hervor. Der Höflichkeit war offenkundig Genüge getan.

»Er wird gleich bei uns sein«, sagte Charlotte sanft.

»Ich hätte es mir ja denken können«, brauste Alejandro auf.

»Er lässt mich antanzen, nur um mich zu demütigen.«

»Ach, Alejandro, du weißt, dass das nicht stimmt.« Sie überlegte, ob sie ihm sagen sollte, wie lange Umberto schon überfällig war, als sich die Atmosphäre im Salon mit einem Mal veränderte.

Charlotte drehte sich zur Tür um und erblickte den alten Juan. Er stand einfach da, den Hut in beiden Händen, sein Kinn zitterte, und Tränen rannen durch das Faltendelta seines Gesichts, in dem die Bilder eines halben Jahrhunderts nisteten, die große Zeit der Plantage und der Beginn einer wort-

kargen Freundschaft des Erben mit dem Arbeitersohn, die über die Jahrzehnte und alle Klippen hinweg gehalten hatte bis zu diesem Tag, da sie im weißrosa Meer der Mandelbäume ihr Ende fand.

Das weiße Haus trug Trauer. Auf Dos Santos flatterten schwarze Bänder an Zäunen, Pfosten, Bäumen, von überall strömten schwarz gekleidete Menschen herbei, von den Küsten, aus Palma, vom spanischen Festland. Schweigend, versteinert, weinend zogen Umbertos Untertanen, wie er seine Arbeiter und Pächter halb ernst gemeint, halb scherzhaft genannt hatte, am offenen Sarg vorüber. Manche knieten nieder oder küssten seine gefalteten Hände, in die der Priester eigenmächtig ein Kreuz gelegt hatte, was vor dem Begräbnis zu entfernen und durch einen Mandelbaumzweig zu ersetzen Charlotte sich geschworen hatte.

Honoratioren aus den Dörfern gedachten mit wuchtigen Worten Umbertos herausragender Stellung innerhalb der mallorquinischen Landbesitzergemeinde, ja, der ganzen Insel, und ein Abgesandter des spanischen Königshauses hob die Bedeutung der Familie de Santanyi hervor, deren Adelstitel zwar seltsam bäuerlich anmute, ein bisschen wie ausgedacht, deren Ursprünge sich jedoch bis ins 13. Jahrhundert zu den kurzen, ruhmreichen Zeiten des Königreichs Mallorca verfolgen ließen. Der Mann verstieg sich in seiner Rede sogar dazu zu behaupten, wenn es dieses Königreich noch gäbe, wäre Umberto gewiss der König gewesen. »In jedem Fall hat er sich wie ein Monarch verhalten und Verantwortung für sein Land bewiesen, indem er es fruchtbar machte und bestellte, ganz gleich, ob die Konkurrenz aus Amerika billige Mandeln auf den Markt wirft, die ein Mallorquiner nicht sei-

nem ärgsten Feind zu essen geben würde.« Das gehörte eigentlich nicht in eine Trauerrede, aber der Mann war nicht zu bremsen, so dass Charlotte auf den Gedanken verfiel, der angebliche Abgesandte sei in Wirklichkeit bloß ein auffallend extrovertiertes Exemplar jener Spezies von Begräbnistouristen, die über Land reisten und sich an den Tafeln der trauernden Reichen den Bauch vollschlugen. Die Familienverhältnisse waren in der Regel verwirrend weit verzweigt; ein Cousin aus Gott weiß wo fiel da nicht weiter auf, ein Abgesandter des Königshauses indes schon. Charlotte hörte nicht mehr hin. Alles, was sie wollte, war, es hinter sich zu bringen. Tränen. Noch mehr Worte, manchmal viele, manchmal kaum mehr als ein stummer Dank. Doctor Vietro, sehr bewegt. Der alte Juan, wie versteinert. Mandelzweige mit Trauerflor gebunden, die Charlotte in den Arm gelegt wurden. Hände, die nach ihren griffen, sie drückten, streichelten. Tröstende Blicke. Prüfende Blicke. Verächtliche Blicke. Der lange Weg zum Familiengrab, danach der Leichenschmaus. Drei Tage lang, in denen Charlotte und Alejandro gezwungen waren, Seite an Seite Witwe und Waise zu geben.

Am Abend des dritten Tages fühlte Charlotte sich zutiefst erschöpft vom Meer der Menschen, das heranbrandete und sie mit sich riss in Strudel von wahrhaft empfundenem wie vorgetäushtem Mitgefühl, und wieder zurück ans Ufer warf, wo Alejandro stand und ihren Kampf mit demselben Interesse beobachtete, das er einer Schriftrolle aus Kanaan entgegenbringen mochte.

Charlotte beschloss, sich eine Weile in ihr Zimmer zurückzuziehen, doch als sie sich den schwarzen Schleier aus dem Haar zerrte, klopfte es an ihrer Tür. »Darf ich dich kurz stören?«, klang es gedämpft durch das Holz. Alejandro.